



Freude und Gemeinschaft

Predigt beim Gottesdienst zur Dankwallfahrt der OÖ. Goldhauben-, Kopftuch- und Hutgruppen am Fest Maria Namen

11. September 2021, Mariendom, Linz

Schönheit und Freude

Ich verbinde mit den Goldhauben Schönheit, Freude und Fest: „Gewiss können wir nicht ohne Brot leben, aber es ist ebenso unmöglich, ohne die Schönheit zu leben.“ (F. Dostojewski) „Die Gewissheit das Schöne zu finden / in allem, was lebt / nennen wir seit alters Gott.“ (Dorothee Sölle) „Die Schönheit der Welt ist Christi zärtliches Lächeln für uns durch den Stoff hindurch. Er ist wirklich gegenwärtig in der Schönheit des Alls. Die Liebe zu dieser Schönheit entspringt dem in unserer Seele niedergestiegenen Gott und geht auf den im Weltall gegenwärtigen Gott. Auch sie ist etwas wie ein Sakrament.“ (Simone Weil)¹

„Die Seele ernährt sich an dem, was sie erfreut.“ (Augustinus, Confessiones XIII, 27)

Beim „Fest“ geht es um das Ganze des menschlichen Daseins. Kirchliche Feste bringen Menschheits- und Lebensthemen zur Sprache: Tod, Heil, Leid, Glück, Versagen, Verbindlichkeit, Gemeinschaft, Hoffnung, Liebe. Das Fest ist die Unterbrechung, die Ausnahme innerhalb des alltäglichen Lebens. Feste geben dem Leben Rhythmus und Struktur. Der Wurzelgrund des Festes ist die Liebe. Es geht um Freude, Dank, Gemeinschaft und Freundschaft, um das Zuteilwerden von etwas Geliebtem. Und es geht um die Erfahrung: Alles, was ist, ist gut, bzw. bzw. von Gott gewollt und auf Erfüllung hin angelegt. Insofern ist Ostern als Fest der Auferstehung die Grundgestalt des christlichen Feiertags. Im jüdischen Sabbat und im christlichen Sonntag wird das „Geschenks der Erschaffung“ und das „Bild des kommenden Äon“, der neue Himmel und die neue Erde gefeiert. Ostern ist das Fest der Kirche schlechthin. Ein christliches Fest ist ganz wesentlich ein „Tag, den der Herr gemacht hat.“ Im Fest vollziehen sich die Gutheiligung der Welt und ihre Erneuerung (Josef Pieper). Im Zeitalter der Fun-Kultur und der Orientierung an der Freizeit muss deutlich werden, dass das Fest aus einer anderen Welt kommt, also auf Gott verweist (pro-leptischer Charakter), und dass das Fest Gemeinschaft realisiert (re-präsentierender Charakter).²

Wir brauchen Bräuche

Brauch im Jahreslauf – Lebens- und Jahresbrauchtum. Die Kirche kennt Bräuche verschiedenster Art und sie lebt davon: von Sonntagen und Werktagen, von Weihnachten und Ostern, von Heiligenfesten und Namenstagen, vom Zug der Sternsinger und von den Lichtern am Adventskranz, von Taufe, Hochzeit, Beerdigung und dem Sakrament der Versöhnung. Die Feier der Eucharistie ist in besonderer Weise durchwirkt von Gesten und Bräuchen und heiligen

¹ Gotthard Fuchs, Schönheit spricht zu allen Menschen“ (Simone Weil). Anmerkung zur religiösen u. ästhetischen Dimension der Wirklichkeit, in: http://www.acv-deutschland.de/module.php5?datei=handout_fuchs.pdf&download=ja&fid=2&mod=files

² Erich Garhammer, Art. Feste und Feiertage VII. Praktisch-theologisch, in: LThK ³³, 1257-1258; Hans Auf der Maur, Feiern im Rhythmus der Zeit. 1. Herrenfeste in Woche u. Jahr (GdK 5). Regensburg 1983.

Riten: die Bereitung von Brot und Wein, Lichter und Lieder, Kreuzzeichen und Segensgestus, Stehen und Knien, liturgische Gewänder und Lesungen aus der Heiligen Schrift.

Jesus war aufgewachsen mit all den jüdischen Gebräuchen und Festen, Gebeten und Wallfahrten, die damals üblich waren. Manchmal, wenn es sein muss, überschreitet er unbrauchbare Bräuche: Wenn es die Jünger hungert, dann dürfen sie auch am Sabbat Ähren abreißen und die Körner essen. „Der Sabbat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch für den Sabbat!“ Hier ist die Menschendienlichkeit von Bräuchen auf den Punkt gebracht. Die Formulierung gehört zu den Jahrtausend-Zitaten. Bräuche sollen dem Menschen dienen und auch die liturgischen Gewohnheiten – freilich in dem Sinn, dass sie den Menschen bereiten, disponieren für die Gegenwart Gottes und nicht für eine neue Runde für das bloße Kreisen um sich selber.

Wir brauchen Bräuche! Der Mensch braucht Bräuche wie das tägliche Brot. Es klingt überraschend und ist es dann doch nicht, wenn im Lexikon als Sprachwurzel für „Brauch“ angegeben wird: Nahrung aufnehmen, verwenden, genießen. Die Urbitte: „Und gib uns unser täglich Brot“, heißt: Gib, was wir heute und jeden Tag zum Leben brauchen. Bei aller Hektik des heutigen Lebens gehören regelmäßige Mahlzeiten noch immer zu den üblichen Gewohnheiten. Und wer sich dagegen auf Dauer versündigt, lebt nicht lange gesund. Auf eine gute Weise drückt in der Erzählung „Der kleine Prinz“ von Antoine de Saint-Exupéry der Fuchs die Brauchbarkeit von Bräuchen aus: „Es wäre besser gewesen, du wärest zur selben Stunde wiedergekommen sagte der Fuchs. Wenn du zum Beispiel um vier Uhr nachmittags kommst, kann ich um drei Uhr anfangen, glücklich zu sein. Je mehr die Zeit vergeht, umso glücklicher werde ich mich fühlen. Um vier Uhr werde ich mich schon aufregen und beunruhigen; ich werde erfahren, wie teuer das Glück ist. Wenn du aber irgendwann kommst, kann ich nie wissen, wann mein Herz da sein soll ... Es muss feste Bräuche geben. ‚Was heißt fester Brauch?‘ fragte der kleine Prinz. ‚Auch etwas in Vergessenheit Geratenes‘, sagte der Fuchs. ‚Es ist das, was einen Tag vom anderen unterscheidet, eine Stunde von den anderen Stunden. Es gibt zum Beispiel einen Brauch bei meinen Jägern. Sie tanzen am Donnerstag mit den Mädchen des Dorfes. Daher ist der Donnerstag der wunderbare Tag. Ich gehe bis zum Weinberg spazieren. Wenn die Jäger irgendwann einmal zum Tanze gingen, wären die Tage alle gleich und ich hätte niemals Ferien.‘ So machte denn der Fuchs den kleinen Prinzen mit sich vertraut.“

Sicher: Bräuche sollen nicht zum bloßen Ritual erstarren, es geht auch nicht um reine Folklore, schon gar nicht um die kommerziell orientierte Aufführung für Gäste. Es wäre aber fatal, wenn mit den Bräuchen und Trachten auch die Liebe zum Leben, der gute Stolz auf die Heimat, die Zusammengehörigkeit und die innere Verbundenheit sowie auch die Tradition des Glaubens und des Betens weggeworfen werden würden. Es wäre ein großer Verlust an Menschlichkeit, eine Verarmung in den Beziehungen und auch eine Ausdünnung des christlichen Glaubens.

Individualität und Gemeinschaft

Ich verbinde mit den Goldhauben die gute Verbindung von Individualität und Gemeinschaft. Vom englischen Philosophen und Staatstheoretiker Thomas Hobbes stammt die Überlegung, dass sich die Menschen vom Naturzustand in einem „bellum omnium in omnes“ befinde. Der Mensch sei dem Menschen eben ein Wolf (Homo homini lupus). Das Humanum in seinem brutalen Naturzustand ist Gewalt, Neid und Missgunst. Phänomene wie Liebe oder Solidarität sind sekundäre kulturelle Zähmungseffekte. Durch Kultur wird die Macht der Natur durch soziale Institutionen gezähmt.

Thomas von Aquin: naturaliter homo homini amicus, Der Mensch ist des anderen Menschen Freund (ScG). Das Verhältnis von Mensch und Mitmensch ist von Natur aus freundschaftlich?!



Ist der Mensch von Grund auf kooperativ, sind Unfairness und Egoismus pathologische Entfremdungen? Oder ist der Mensch von Natur aus egoistisch und ist die Liebe und Solidarität auf die Couch zu legen? Wie sollen wir den Menschen verstehen: als grundlegend kooperativ und solidarisch oder als selbstbezüglich und egoistisch?

Soziologen sprechen von einer Herausforderung durch die „Explosion des Besonderen“, in der das Singuläre, Exzeptionelle und Unvergleichliche zum entscheidenden Motiv der eigenen Lebensführung wird: das besondere Möbelstück, im Urlaub die authentische Landeskultur, der spezielle Weinbauer, der unvergleichliche Abend.³ Die eigene Identität ist nicht „von der Stange“, sondern soll authentisch das je eigene und Besondere zum Ausdruck bringen. Diese Logik des Singulären steht durchaus in Spannung zu dem, was in der Kirche und in der Gesellschaft wichtig ist: Pfarrgemeinden, Parteien oder NGOs leben vom Zusammenhalt und Zusammenarbeit und brauchen auch Orientierung am Allgemeinen, Perspektivenübernahme und Kompromissbereitschaft.

Unterscheidung der Geister: In den Briefen des Paulus lässt sich erkennen, „dass es nicht möglich ist, das persönlich individuelle Charisma gegen die universale Wahrheit des Evangeliums oder den konkreten Aufbau der Gemeinde zu stellen.“ Und vice versa – alle drei Größen verweisen wechselseitig aufeinander. Die Unterscheidung der Geister gibt uns auf, Singularität, Solidarität und Universalität zu vermitteln.

Jesus, denk an mich

Wir sind einander aufgetragen, einander Patron, tragen Verantwortung, sind einander Hüter und Hirten. Das Evangelium traut uns zu, dass wir Freunde und Anwälte des Lebens sind, dass wir Mitliebende Gottes werden. Eine Form dieser Verantwortung füreinander ist das Fürbittgebet. Es ist Ausdruck der Solidarität, der Hoffnung, der Verbundenheit der Menschen in Heil und Unheil, im Leben und im Tod. – Ich denk an dich, ich bete für dich, ich zünde für dich eine Kerze an! Das klingt in den Ohren von manchen Zeitgenossen seltsam. Und doch: Ich hab noch von *keinem* Kind oder Jugendlichen gehört, wenn die Oma zu ihm gesagt hat: „Ich denk an dich! Ich bete für dich! Ich zünde für dich eine Kerze an!“ – „So ein Blödsinn.“

Wer für andere betet, schaut auf sie mit anderen Augen. Er begegnet ihnen anders. Ich bete für dich! Es wirkt gerade dort, wo es Spannungen gibt, wo Beziehungen brüchig werden, wo Worte nichts mehr ausrichten, wenn der Tod uns voneinander trennt. Auch Nichtchristen sind dankbar, wenn für sie gebetet wird. Ein Ort in der Stadt, im Dorf, wo regelmäßig und stellvertretend alle Bewohner in das fürbittende Gebet eingeschlossen werden, die Lebenden und die Toten – das ist ein Segen.

+ Manfred Scheuer
Bischof von Linz

³ Andreas Reckwitz, Gesellschaft der Singularität (2017)